

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 22

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltwochenschau

Von der totalen Neutralität.

Der Völkerbund hat der Schweiz erlaubt, sich von allen Verpflichtungen außer dem regulären Beitrag an die „Société“ zu befreien. Wir haben also nicht mehr an Sanktionen, überhaupt an keinerlei Aktionen mehr teilzunehmen, die je in Genf beschlossen werden könnten. Die faschistischen Mächte, die außerhalb Genfs stehen, haben also einen Grund weniger, unserer Existenz ein Ende zu bereiten, falls sie daran dächten! Manche Leute glauben, es sei damit etwas Wichtiges geschehen. Die Gefahr, man werde uns eines Tages zum „demokratischen ideologischen Block“ rechnen, sei aus der Welt geschafft, und sollte das noch nicht genügen, brauchten wir bloß noch unsern Austritt zu erklären, der Société die Tür zu weisen und die Herren und Damen zu bitten, ihre Papierfabrik anderswo zu eröffnen.

Die „wirkliche und totale Neutralität“ aber besteht in der Lösung ganz anderer Fragen als juristisch-völkerrechtlichen, wie sie in Genf zur Debatte standen. Mag der Bundesrat den Parteien Zustimmung zur neuen Regelung empfehlen, mögen sie alle der Reihe nach Ja sagen, mögen die Parteitage, wie der der Sozialdemokraten in Basel, „Unterstützung beschließen“ ... wichtiger wäre die Beseitigung all der Ursachen, die heute die Welt in zwei Lager spalten, und die bei uns genau so bestehen wie überall und unser eigenes Volk in zwei Lager spalten. Nach wie vor spalten! Wir müßten, mit einem Wort, die „soziale Frage lösen.“ In einer Form lösen, die keinen Zweifel mehr an der Ueberwindung der furchtbaren Fragen, genannt Arbeitslosigkeit, Konjunkturschwankungen, seelische Beunruhigung des ewig krisenbedrohten modernen Menschen, übrigließen.

Daß enggedrängte Scharen aller Schichten um die Regierung, die Zurückstellung aller Parteistandpunkte, der Versuch, die eigenen Forderungen als im Interesse des gesamten Volkes darzustellen, der Wille, überall das Gemeinsame und die „vereinbarkeit“ zu sehen und vom Wahn der Unvereinbarkeit der Parteidoktrinen loszukommen, sind gut, sind schon erfüllte Vorbedingungen der Lösung. Allein man müßte erkennen, wo die Vereinbarkeit letztlich wurzelt: In der Stützung der untersten Schichten. Hier allein laufen alle Interessen zusammen; von hier aus allein können die „Bilanzen“ aller privaten und öffentlichen Betriebe aktiv gestaltet werden. Und merkwürdig, daß diese Forderung den Forderungen der „Charitas“ genau parallel läuft!

Neutral! Wären wir's, dann müßten die Frontenblätter aufhören, Franco, Hitler und Mussolini zu verteidigen und die imaginäre Juden Herrschaft anzugreifen, als ob Goebbels ihnen diktieren. Und wären wir neutral, dann könnte keine Linkszeitung mehr für Stalin schreiben. Und die Zeitungen der Mitte würden sich hüten, etwas mehr links immer wieder „spanienähnliche Volksfrontabsichten“ zu vermuten. Wären wir neutral, dann schrieben wir mit einem Wort nicht so viel von draußen. Da wir das aber tun, beweisen wir, daß wir's noch lange nicht sind!

Matm.

Raum zwei Wochen nach der Genueser Rede Mussolinis erbebte der europäische Kontinent von den Stößen der grossenden Katastrophengefahr; wir standen um Haarsbreite vor dem Krieg. Heute, nach der eingetretenen vorläufigen Beruhigung, läßt sich allerlei feststellen, das irgendwie tröstlich wirkt.

Die Rede des Duce hatte den Eindruck erweckt, als ob die Achse Berlin-Rom für die Ewigkeit geschmiedet sei. Frankreich wurde eingeladen, in der spanischen Frage umzudenken, ja, es wurde ihm bedeutet, daß Unterhandlungen über den italienisch-französischen Ausgleich solange auf Schwierigkeiten stoßen würden, als man „auf der andern Seite der Barrikade stehe“, d. h.

solange Mussolini den Sieg Francos, Paris aber seine Niederlage wünsche. Die Westmächte und ihre Presse vermuteten ein abgekartetes Vorgehen zwischen den Achsenpartnern, dachten an die Möglichkeit neuer Interventionen in Spanien, die mit harten Vorwürfen getarnt werden sollten, nahmen aber die zornig-selbstsichere Rede des Diktators nicht allzuschwer.

Zehn Tage nach dieser Rede überlegt man sich, ob das Zusammenspiel zwischen Duce und Führer wirklich so genau klappe, wie man vorher vermutet. Denn nun sind Dinge vorgefallen, die auch ganz andere Vermutungen aufkommen lassen. Es handelt sich um die Rolle Mussolinis in der sudetendeutschen Frage und die Schlüsse, die man aus der von ihm gespielten Rolle zieht.

In der Tschechei finden zwischen dem 22. Mai und der zweiten Juniwoche die Wahlen in den wichtigsten Gemeinden statt. Halb Europa war darauf gefaßt, daß während diesen Wahlen „etwas gehen“ werde. Am Vorabend der ersten Wahlhandlungen erfuhr man von deutschen Truppenbewegungen an der böhmischen Grenze und von einer dringlichen Anfrage des britischen Botschafters in Berlin, was man von diesen Bewegungen halten solle. Und als der Oberbefehlshaber der deutschen Armee, General von Keitel, antwortete, es handle sich um nichts Anormales, da zuckte man in Paris und London die Achseln. Was heißt anormal, wenn die „Einmarschpraxis“ normal geworden!

Die vielen Zusammenstöße in verschiedenen böhmischen Städten weckten in der deutschen und der deutschböhmischen Presse ein heftiges Echo. Die Lage wurde so dargestellt, als habe die Prager Regierung im Grenzgebiet alle Autorität verloren. Einladungen des Ministerpräsidenten Š o d z a, über die Ausgleichsbedingungen und die Gestaltung eines künftigen Nationalitätenstatus zu unterhandeln, beantwortete Konrad Henlein mit der jesuitischen Abfage, man werde nicht verhandeln, solange die Unruhen weiter dauern und Presse- und Vereinsfreiheiten nicht wieder hergestellt würden. Dabei sorgte man redlich für das Wachstum der Krawalle. . . Der böse Wille der Hitlerpartei scheint erwiesen zu sein.

Am vergangenen Samstag erschossen Grenzwächter im Egerland zwei Sudetennazis, nach tschechischer Darstellung, weil die zwei Deutschen, statt auf den Haltruf zu stoppen, mit dem Motorrad direkt auf den Posten losgefahren. „Erste Märtyrer!“ „Riesenschuld Prags“, rief die Goebbelspresse. Der Moment zum Einmarsch schien gekommen. Konrad Henlein weilte, wie es hieß, in den bayrischen Alpen . . . verdächtigerweise. Vielleicht hieß das: In Berchtesgaden. Denn dort, in Hitlers Festung, berieten die höchsten politischen und militärischen Führer über das Vorgehen.

Aber sie hatten, vielleicht unerwarteterweise, auch über andere Dinge zu beraten. In Berlin zogen auf Anraten ihrer Regierungen amerikanische und britische Frauen und Kinder aus und das Gesandtschaftsvolk packte die Koffer. Die britische Regierung tagte, statt sich ins Wochenende zu begeben. Der britische Botschafter ließ nicht mehr locker und blieb im Verein mit dem französischen Gesandten der Reichsregierung gewissermaßen „auf den Haken“. Eine französische Erklärung, die nicht mißzuverstehen war, erklärte, daß der Einmarsch der deutschen Armee den Krieg bedeute. Die britischen Maßnahmen und immer wiederholten Schritte ließen erkennen, daß England mit von der furchtbaren Partie sein werde. Die Herren Göring, Ribbentrop, Hitler, von Keitel und wer sonst noch dabei war, fanden auf einmal die Rechnung bedenklich.

Dazu kam, daß die Tschechen einen Reservistenjahrgang mobilisierten und unverzüglich im Grenzgebiet Straßen und Brücken zu sprengen begannen. Die Nachkommen der Hussiten bewiesen eine überraschende Entschlossenheit. Das Einrücken der Soldaten, auch der deutschsprachigen, erfolgte präzise und ohne Störung, und ihr Aufmarsch in den Unruhegebieten machte dem Spuk der Nazis jählings ein Ende.

Die Wahlen verliefen völlig ohne Störung, der Sieg Henleins in den rein deutschen Gebieten vollzog sich sozusagen unter den Bajonetten der Tschechen, fiel aber nicht 100%ig aus, wie an vielen Orten erwartet worden, und bei den Tschechen siegten die Beneschpartei, die Kommunisten und die übrigen Linksgruppen, wodurch der demokratische Durchhaltewille nochmals demonstriert wurde.

Das Betrüblächste für das Dritte Reich war die ziemlich sicher stehende Absage Bolens, das an seinem französischen Bündnis festzuhalten schien, und die absolute Stummheit Mussolinis. Seine einzige Unterstützung Deutschlands bestand in der sybillinischen Redewendung, ihn gingen die Subetendeutschen nichts an. In solcher Situation heißt dies, daß er Hitler im Stich lasse, mag auch Berlin lesen, er lasse die Tschechen im Stich!

Berlin hat nach diesen Vorgängen einen Rückzug angetreten, der einem beschämenden Fiasko gleichkäme, wüßte man nicht, daß die Methode Hitlers lautet: Sicher gehen, nur handeln, wenn am Siege kein Zweifel besteht! Er wird also weiter agitieren lassen. Unterdessen wird sachte die Westgrenze verstärkt, wird die deutsche Militärmission in China abgepfiffen, werden die Lieferungen, die man selber braucht, für die Chinesen gestoppt, wird verstärkte Anlehnung an das bei Hsutschau siegreiche Japan versucht.

—an—

Kleine Umschau

„Es ist in Bern doch wenigstens immer etwas los“, erklärte ein junger Mann. „Und wenn nichts los ist, geht man aufs Land hinaus und lernt dort Typen kennen, wie sie anderwärts kaum zu finden sind.“

Ein derartiges Bekenntnis aus dem Munde eines Bürgers einer schweizerischen Metropole, die noch größer ist als die unsrige und sich als Hort des Geistes und der Bildung dünkt, ist sehr erfreulich, denn es zeugt von gerechtem Sinn und Unvoreingenommenheit und anerkennt was anzuerkennen ist.

Allmählich wird nun der Bickel an verschiedene alte Bauwerke angefeht, und wenn auch mit sehr viel Verständnis das alte Cachet zu wahren gesucht wird, so ist dennoch das Alte, Ursprüngliche für den Ortus der Vergangenheit und des Vergessens bestimmt. Und es ist erstaunlich, in welcher kurzen Zeit alte Gebäulichkeiten gänzlich aus der Erinnerung schwinden.

Dem Neubau des Staatsarchivs muß auch die ehemalige Hochobrigkeitliche Druckerei in der Postgasse weichen, jenes Gebäude, aus dem die vielen und vielgestaltigen Drucksachen der Gnädigen Herren unter deren Augen gedruckt und im Land herum verteilt wurden. Im Jahr 1599, berichten die Chroniken, sei sie eingerichtet worden, und zwar neben dem Rathaus und der Kanzlei. Die Schuljugend der deutschen und welschen Gebiete der bernischen Länder wurde mit Schulbüchern beglückt, die in diesem Hause gedruckt wurden, und mancher Erlaß, der uns heute in seiner Fassung amüsiert, aber auch durch seinen schönen Druck unsere Bewunderung findet, entlockte den „Untertanen“ einen tiefen Seufzer. So eine hochobrigkeitliche Druckerei sei ein Bombengeschäft, mag wohl mancher vermeinen. Aber die Geschichte belehrt uns eines andern und zählt die vielen Drucker auf, die trotz weitgehender Privilegien durchaus keine irdischen Güter sammelten. Die Helvetik benützte die Druckerei als „Nationaldruckerei“. Im Jahr 1799 war Gottlieb Stämpfli, der Begründer der Stämpfli'schen Druckerei obrigkeitlicher Drucker. Die Läden der halbrunden Fenster sind schon längst geschlossen, und erst heute öffnet sich das Haustor, um die Drucksachen, die das Staatsarchiv im Hause aufstapelte, zwecks anderweitiger Unterbringung freizulassen.

Durch alle Zeiten hindurch hat der Brunnen mit der korinthischen, oben scharf abgeschnittenen Säule Tag und Nacht geplätschert. In seinem Trog mögen wohl die Pferde, die die Plakate, Bücher, Bibeln der Hochobrigkeitlichen Druckerei in die Welt



hinaus führen, ihren Durst gelöscht haben. Am heute noch in seiner alten Form bestehenden „Sudeltrögli“ schwenkten wohl die Räder die Fässer, oder wurden die Käsefcheiben gefegt. Auch er ist dem Untergange geweiht, und wenn er auch nicht zu den schönsten Brunnen Berns gehört und sich mit dem stolzen Brüggerbrunnen am Rathausplatz nicht messen kann, so ist er doch ein Stück Alt-Bern.

Und dann die prachtvollen Laubengewölbe beim Staatsarchiv mit dem feinen Netz von Rippen, das gleichsam eine Wiederholung der gotischen Laubenanlage beim Antonierhaus bedeutet: auch das wird verschwinden. Und ebenso ein Teil des Hofes gegen das Rathaus zu, der mit seinen schieferbedeckten Wänden und der hoch oben verlaufenden Galerie ungemein malerisch und zeitlos wirkt. All dies ist dem Untergang geweiht.

„Es wird ja alles sehr schön werden“, versichern die, welche darum wissen. „Und vor allem werden wieder Lauben erstellt, und es wird gleichfalls malerische Aspekte geben, und zwar solche, die unsere modernen Augen als malerisch empfinden.“ Und der Bewohner einer dritten schweizerischen Metropole äußerte den Wunsch, durch die Zeitungen die Bewohner seiner Stadt über die pietätvollen und landschaftlichen Schönheiten wählende Bebauungsweise Berns zu informieren, sitemalen in seiner Vaterstadt alles niedergelassen und abgeholt werde.

Er hat nämlich noch nicht ganz Bern gesehen, und ist bei der Bahnfahrt über die Eisenbahnbrücke nicht auf der Seite der Lorraine gesehen, hat also die „Warze auf dem Dach der Gewerbeschule“, wie dessen Aufbau nunmehr im Volke heißen wird, nicht erblickt. Er hat wohl auch nicht vernommen, wie Kunstfreunde Eckpfeiler moderner Bauten kritisieren. Oder aber sagt er sich: „Alles flieht, auch in der Kunst und in den Anschauungen, unentwegt, durch alle Zeitläufte hindurch, wie der Brunnen beim Staatsarchiv, und vielleicht, ja sogar sicher kommt man wieder auf die Schönheiten alter Baukunst und alter Strebeziele zurück.“